

Gustav Seibt
Rom oder Tod

Gustav Seibt

Rom oder Tod

Der Kampf
um die italienische
Hauptstadt

Siedler

für Carl

Inhalt

DIE EROBERUNG	9
Vom Hauptstadtbeschluss bis zum ersten Besuch des Königs 1861–1870	
Einmarsch in den Kirchenstaat · »Rom oder den Tod« · »Den Tod ja, aber Rom nie!« · Frankreich verliert seine Zähne · Ein Wutanfall · Der Feldzug · Graf Arnim greift ein · Vor dem Sturm · 20. September 1870 · Der Anschluss	
DER GLAUBENSKRIEG	111
Von der Revolution bis zum Garantiesetz für den Papst 1848–1871	
Ideologie und Diplomatie · Der Papst und die Religion von Rom · Der Kirchenstaat unter Anklage · Der Bruch mit Italien · Europäische Apologien · Die Niederlage des liberalen Katholizismus · Das Garantiesetz · Enttäu- schungen	
DER UMZUG	191
Das italienische Rom 1871–1895	
Regimewechsel · Die Ankunft der Regierung · Umbau · Die geteilte Stadt · Der Tod des Königs · Der Tod des Paps- tes und das Konklave · Versöhnungsversuch · La terza Roma · 20. September 1895	

EPILOG	275
Das römische Italien 1861–2000	
Die Fabel der Welt · Die Antirömer · Römisches Italien · Versöhnung mit Mussolini · Das Ende der Römischen Frage	
Zeittafel	317
Dank	325
Nachweis der Zitate	327
Bibliographie	335
Bildnachweis	351

DIE EROBERUNG
Vom Hauptstadtbeschluss
bis zum ersten Besuch des Königs
1861-1870



*20. September 1870:
Ab 15 Uhr ziehen die italienischen Truppen durch Porta Pia in Rom ein.*

Einmarsch in den Kirchenstaat

Die Gewehre des Papstes knallten nur schwach, und ihre Kugeln waren ohne Durchschlagskraft. So stellt es der italienische Augenzeuge dar, der die erste Kampfhandlung in diesem Feldzug überliefert hat. Es war der 12. September 1870. In der Nacht hatte das Vierte Armeecorps des Königreichs Italien bei Ponte Felice im Tibertal südlich von Orte die Grenze zum Kirchenstaat überschritten. Gegen neun Uhr am Vormittag erreichte die Vorhut des italienischen Heeres die Stadt Civita Castellana; in einer auf steilen Felsen errichteten Festung aus dem sechzehnten Jahrhundert wartete dort eine päpstliche Garnison auf die Invasoren. Die Morgennebel haben sich verzogen, die Luft ist noch frisch; es ist ein leuchtender Sommertag. »Nichts von den Schrecken des Krieges ist zu sehen: die trockenen Schüsse der Artillerie klingen wie Freudensalven, und ihr Widerhall verliert sich feierlich in den Schluchten und Klüften der waldigen Flanken des Soracte. Bei jedem Schuss sehen wir, wie sich eine Staubwolke aus den Zinnen und Bleidächern des alten Mauerrings erhebt, darunter dann und wann zarte Rauchsäulen, welche von der Morgenbrise sogleich zerstreut werden und die wirkungslose Schüsse aus Remingtongewehren anzeigen, von denen nicht einmal das Geräusch zu uns dringt. Doch gelangt manche müde Kugel bis zu unseren Geschützen. Trotzdem glaubt man, bei einem Manöver zu sein, nicht in einem Krieg.«¹

Der Waffengang, mit dem das Königreich Italien sich im Jahre 1870 seine Hauptstadt Rom und das Patrimonium Petri, den Rest des Kirchenstaats, eroberte – fast zehn Jahre, nachdem der Hauptstadtdeschluss gefallen war –, gehört nicht zu den Heldentaten der Welthistorie. Man kann kaum von einem Krieg sprechen, eher von einem Kriegstheater, bei dem das Ergebnis schon

festliegt. Das dreifach überlegene italienische Heer besiegte eine längst in die Enge getriebene geistliche Macht – das Papsttum –, der ein Blutbad schlecht angestanden hätte. Und auch Italien musste daran interessiert sein, selbst kleinere Opfer zu vermeiden, denn im Heer der Kirche kämpften nicht nur Italiener, künftige Mitbürger, sondern auch Freiwillige aus allen europäischen Nationen und aus vielen anderen Ländern der ganzen Welt, mit denen das junge Königreich jeden Streit vermeiden wollte. Vor allem die moralischen Folgen einer Schlacht mit der Kirche musste Italien fürchten, die internationale Empörung und den Zwiespalt im eigenen Land, der dabei entstehen konnte.

Trotzdem ist der römische Feldzug von 1870 eines der großen Ereignisse in der Geschichte Europas. Er machte nach über tausend Jahren der ältesten Herrschaft des Kontinents ein Ende, der Regierung des Papstes über Rom und Latium. Er verwandelte die Ewige Stadt in die profane Kapitale eines modernen Staates. Er ist eine vor allem symbolisch bedeutsame Episode in den Auseinandersetzungen des neunzehnten Jahrhunderts, bei denen die Prinzipien des revolutionären Zeitalters noch einmal sichtbar und dramatisch mit den alten Mächten zusammenstießen. Es ging um Staat und Kirche, Nation und Religion, Fortschritt und Legitimität. Die Leidenschaften, die von der Kampagne entfacht wurden, waren vor allem auf italienischer Seite gewaltig. Wenn man erfahren will, was der Nationalismus als positive Gefühlsmacht in aller Unschuld einmal gewesen ist – eine Emotion, die die Individuen über sich selbst hinaushob in die Sphären von Vaterland und Geschichte –, dann findet man die lebendigsten Zeugnisse in den Berichten und Erinnerungen der Journalisten und Augenzeugen des italienischen 1870.

Das rosige Hochgefühl, das die Berichte vermitteln, ist eigentümlich gemischt aus Ferienstimmung und Feierlichkeit. Ferienstimmung herrschte, weil dieser Marsch auf Rom alle erregenden Strapazen des Krieges ohne seine Gefahren mit sich brachte, das Biwakieren im Freien, die nächtliche Feuchtigkeit, den dicken Morgennebel und die glühenden Tage, an denen die Sonne nie mehr vom Himmel verschwinden zu wollen schien. Doch war das Ganze nur ein militärischer Spaziergang, eine Art Abenteuerurlaub, in dem die Zeitungskorrespondenten und Geschichtstou-

risten zuweilen sogar Avantgarde spielen konnten und ins Niemandsland zwischen den Armeen ausschwärmten. Die einzige wirkliche Unbequemlichkeit war, dass es oft nicht genügend zu essen gab: Die römische Campagna war dünn besiedelt; kaufen oder requirieren ließ sich fast nichts, und der Nachschub der Armee litt unter akutem Pferdemangel. Die beauftragten Firmen erwiesen sich als unzuverlässig, und an einer Zollstelle zwischen Italien und dem Kirchenstaat wurde von unverständigen Beamten tagelang das steuerpflichtige Salz zurückgehalten, als sei die Grenze nicht durch den Einmarsch aufgehoben worden. Außerdem war der anspruchsvolle Journalistenschwarm natürlich nicht eingeplant in der logistischen Disposition des Heeres, wie der den Oberbefehl führende General, Raffaele Cadorna, noch Jahrzehnte später in seinem Feldzugsbericht bemerkte.

Das hatte die in Florenz erscheinende Zeitung *Fanfulla* nicht daran gehindert, in großen Lettern anzukündigen, auch sie habe einen Teil ihrer Kräfte mobilisiert und einen ihrer Mitarbeiter an die Front geschickt, mit dem Auftrag, »Rapport über unsere Soldaten zu geben und mit ihnen in Rom einzumarschieren.«² Der Korrespondent der Zeitung *Italia Militare* – es war der später durch sein patriotisches Kinderbuch *Cuore* («Herz») weltberühmt gewordene Edmondo de Amicis – unterbrach seine Kriegsberichte immer wieder mit farbigen Schilderungen von der eigenen Arbeit. »Als Büro wurde uns der Kornspeicher zugeteilt«, berichtete er aus der Umgebung von Civita Castellana, »und ein Backtrog ist unser Tisch.«³ Staunend betrachteten die Einheimischen die dicken, über und über mit Briefmarken bedeckten Kuverts, die ein Mitarbeiter englischer Blätter Tag für Tag auf die Post brachte. Vor den Türen der überfüllten Gasthöfe stapelten sich die verschiedensten Kopfbedeckungen und Accessoires, Zylinder, Spazierstöcke, gefiederte Bersaglierihüte, Koffer, Mäntel, Schirme, Patronentaschen. Wer schlau war und Glück hatte, sicherte sich rechtzeitig eine der raren Kutschen, die zur Not auch als Nachtquartier dienen konnten und die man geschwind zwischen den gemächlich voranrückenden Armeecorps hin und her dirigieren konnte, um überall da zu sein, wo etwas los war.

Ganz Italien fieberte mit, und auch die gebildeten Schichten der anderen europäischen Nationen ließ das Schicksal Roms nicht

gleichgültig, die Katholiken der ganzen Welt erregte es leidenschaftlich, obwohl in jenen Wochen der deutsch-französische Krieg den größten Teil der Aufmerksamkeit auf sich zog. Die Stimmung derer, die dabei sein durften, war gehoben, denn sie waren sich bewusst, an einem Vorgang der Weltgeschichte teilzunehmen. »Diesmal kommen wir hin«, riefen Offiziere und Zivilisten einander an den Bahnhöfen der Strecke Florenz–Rom zu, wo unentwegter Verkehr bis zur Grenze herrschte, um Truppen, Diplomaten und Beobachter in Stellung zu bringen: »Auf Wiedersehen in Rom. Gott will es.«⁴ Ugo Pesci, jener Mitarbeiter, den der Florentiner *Fanfulla* mobilisiert hatte, und der fünfundzwanzig Jahre später das schönste Buch über die Eroberung Roms schreiben sollte, wollte sich zusammen mit einem Kollegen das Vergnügen machen, mit den ersten Soldaten die Grenze zum Kirchenstaat zu überschreiten. Am 12. September 1870 um 5 Uhr morgens war es soweit: »Niemand spricht; in der Luft liegt etwas Feierliches und eine Feuchtigkeit, die bis auf die Knochen geht.«⁵

Nun ging es voran, durch wunderschöne Landschaften, die wie gemalt wirkten und voller Geschichtszeichen waren. Am Wegrand taten sich tiefe dunkle Täler auf, Dörfer erhoben sich auf den Gipfeln der Berge, aus den Wäldern ragten die Überreste alter Burgen, mal war die Landschaft verdorrt und weit, eine Weide für Büffelherden, und die voranmarschierende Armee wurde von riesigen Staubwolken eingehüllt, mal aber zeigte sie sich anmutig wie im Winkel zwischen Via Cassia und Via Flaminia vor den Toren Roms: Dort durchzogen Bäche die grünen Wiesen, jahrhundertalte Bäume spendeten Schatten, und Felsen und Ruinen verzierten wie auf alten Gemälden die Landschaft. »Während wir vorrückten«, so berichtete später ein Hauptmann der Kavallerie, »wuchs die Verzauberung, denn die römische Campagna spricht die Sprache des Lebens und des Todes, der Größe und des Untergangs, eine Sprache, die den Geist in die erhabenen Sphären einer höheren Welt versetzt, in den Halbschatten der Dinge, die gewesen sind, und ins Licht derer, die da kommen werden.«⁶

In diesen heroischen Landschaften fanden die ersten Begegnungen der alten und der neuen Italiener statt, der Soldaten und der Landleute der Campagna. Die Soldaten waren, so vermeldeten es die patriotischen Berichterstatter ihrer meist norditalieni-

schen Leserschaft, glänzend gelaunt, in ausgezeichnete körperlicher Verfassung, gut ernährt, gebräunt, diszipliniert und doch fröhlich. Abends breiteten sie sich mit den zahllosen Feuern ihrer Biwaks über die Felder am Rande der römischen Konsularstraßen aus, auf denen die Truppen untermarschierten. Gesang, Musik und ausgelassenes Geschrei schwebten über den nächtlichen Lagern. Die einheimische Bevölkerung der Dörfer und Landstädtchen schien zuerst etwas zurückhaltend, fast mißtrauisch zu sein, wurde beim weiteren Vorrücken der Armee aber immer zutraulicher. Die Bauern und Hirten mit ihren breiten Calabreserhüten und bunten Jacken, ihren Bärten und ihrem herkulischen Körperbau glichen den Figuren der zeitgenössischen Genremalerei. Allen Beobachtern war es wichtig zu vermelden, dass überall, wo die Italiener einmarschierten, bald Trikoloren auftauchten – in der Hafenstadt Civitavecchia, die ein separates Heerescorps am 16. September besetzte, sogar derart viele, dass der mitmarschierende Korrespondent von unzähligen häuslichen Verschwörungen sprach: Die italienischen Nationalfarben waren im Kirchenstaat verboten gewesen, und das massenhafte Zusammennähen von Grünweißrot kam so einem vorweggenommenen heimlichen Plebiszit gleich. Rührender noch wirkte die Papiertricolore, die an einem einsamen Gasthof im römischen Hinterland hing und von den vorbeiziehenden Bersaglieri mit einem heiseren »Viva l’Italia« begrüßt wurde, worauf die Büffelhirten am Wegrand mit starkem Dialekt »Hoch leben die Bersaglieri« antworteten.⁷

Unbeschreiblich seien, so schrieb am 13. September De Amicis für die *Italia militare* fassungslos und »mit zitternder Hand«, die Freudenszenen in der Kleinstadt Nepi am Abend des zweiten Kriegstages gewesen. »Ich habe niemals ein vergleichbares Schauspiel gesehen. Es war so, dass man weinen mußte. Man kann es nicht schildern, ohne den Zweifel zu wecken, man übertreibe. Diese Freude, dieses so heitere Weitwerden der Herzen, dieser so einmütige und machtvolle patriotische Schwung – das gibt es nur bei den Soldaten eines großen Heeres, die eines der liebsten Länder der Heimat betreten, nach langer und schmerzlicher Wartezeit, nach großen Opfern, und die einziehen mit dem Bewusstsein von Bürgern, von Befreiern, durchdrungen von der Heiligkeit ihrer Sache, Brüder, die sich aufmachen, Brüder in ihre Arme zu

schließen, Italiener, die seit langem den Ruf von Rom hören und sich an den Busen ihrer großen ewigen Mutter werfen wollen.«⁸ Rom war der mythische Name, der in diesen vaterländischen Festtagen alle Klassen vereint haben soll, die gebildeten Bericht-erstatte im Felde, ihre Leser daheim und jene vielen einfachen Soldaten, die nie eine Schule besucht hatten und oft nicht ein-mal schreiben konnten. »In meiner Schwadron«, so schrieb ein Rittmeister später, »gab es einen Lanzenreiter, einen Analphabe-ten, der Nord und Süd nicht unterscheiden konnte, ein wilder Baum, rau und roh, unberührt von patriotischen Ideen: Doch auch er war bewegt von Rom, und von Rom hatte er sich eine ganz eigene Vorstellung gemacht, als einer strengen, gerechten, sehr mächtigen Königin, Herrin der ganzen Erde und des Him-mels, eine wunderschöne Kaiserin, die Abend für Abend in die Kasernen oder unters Volk ging, um den schönsten Soldaten oder Mann aus dem Volk auszusuchen und ihn für eine Nacht zum Herren der Welt zu machen.«⁹

All das wirkt in seinem oft schwülen Pathos so exaltiert, dass man gern an Selbstüberredung und ideologische Verblendung unter den Berichterstatte n glaubt. Aber man begreift auch, was die Funktion der Journalisten und der Presse bei diesem Vorgang war, einem wichtigen Augenblick in der emotionalen Konstitu-tion Italiens zu einer Nation. Die Presseleute stifteten den Zu-sammenhang von Volk, Armee und Bürgern, sie stellten die Ge-genwart des großen Gefühls her, in dem jenes abstrakte neue Ge-bilde, genannt Vaterland, Wirklichkeit werden konnte. Das Moment von Selbstüberredung, von Autosuggestion bis zum Hysterischen, widerlegt diese Wirklichkeit nicht, es ist sogar ihr Kern.

Am Abend des 14. Septembers tauchte ganz fern am Horizont zum ersten Mal Rom vor den Truppen auf, die sich noch auf der Via Cassia voranbewegten. Der Umriss der Peterskirche zeichnete sich im schweren Dunst ab, vor dem Hintergrund eines violetten Himmelsstrichs im brennenden Feuer des Sonnenuntergangs; Rom lag da, ragte wie ein Riesenschiff über dem toten Meer der Campagna empor, verband seinen Gipfel mit dem Himmel, lockte mit der unverwechselbaren Form von Michelangelos Kup-pel – die Berichte überbieten sich an diesem Punkt in poetischen

Bildern. Die Soldaten bestiegen einen Hügel und schwiegen ergriffen oder taten einen begeisterten Ausruf. In allen Äußerungen lag, wenn wir Ugo Pesci glauben dürfen, etwas Zusammengenommenes, etwas Feierliches. Doch es dauerte noch einmal fünf Tage, bis die Truppen vor der Stadt in Stellung gebracht waren und der Angriff beginnen konnte – Tage, in denen die Ungeduld und die Anspannung unerträglich wurden. Als die Truppen, die Civitavecchia erobert hatten, zusammengerufen wurden, um beim Sturm auf Rom dabei zu sein, da seien, so der Berichterstatter Giuseppe Guerzoni, ein in die Jahre gekommener Garibaldi-Anhänger, der seinen samtbeschlagenen Parlamentssitz noch einmal mit dem Pferdesattel vertauscht hatte, Hunger und Müdigkeit mit einem Schlag vergessen worden: »Die Beine tanzen, die Reihen formieren sich von Zauberhand, die Waffen werden blitzartig ergriffen, die Division steigt von allen Seiten in geschlossenen Säulen auf die Straße hinab, die Kavallerie geht voran, die Artillerie reiht sich an ihrer Stelle ein und die Infanterie marschiert geschlossen – Viva Roma!«¹⁰

Als Zeitpunkt für den Angriff war 5 Uhr morgens am 20. September bestimmt worden. In der Nacht davor fand Ugo Pesci keinen Schlaf. »Die nach 1870 geborenen jungen Leute«, schrieb er ein Vierteljahrhundert später, »werden die Ursache dieser Schlaflosigkeit nicht begreifen. Das tut mir leid für sie; die Erinnerungen an jene Nacht, die dem größten Ereignis des Jahrhunderts vorausging, sind in mein Gedächtnis gemeißelt, als sei es gestern gewesen; und weil ich die Nacht an dieser Stelle verbrachte und am Tag danach durch Porta Pia Rom betrat, glaube ich sagen zu können, dass mir wenigstens einmal im Leben eine tiefe Genugtuung zuteil geworden ist. Ich erinnere mich, dass ich, nachdem ich mich eine Weile auf dem Heu hin- und hergedreht hatte, ohne Ruhe zu finden, endlich hinausging, um zu rauchen. Es war gegen Mitternacht. Eine Linie von Feuern umgab die ganze Seite der Stadt, die ich nicht sah, aber in der Dunkelheit jener Stunde doch ahnte. Andere Feuer brannten weit weg auf den Bergen von Tivoli und Tusculum. Das Schweigen war tief und feierlich, obwohl ringsum dreißigtausend Männer auf verhältnismäßig engem Raum vereint waren.«¹¹

In auffälligem Gegensatz zu der hochschlagenden nationalen Leidenschaft, die den römischen Feldzug begleitete, steht die fast ängstliche Umsicht, mit der das Kabinett in Florenz – damals die Hauptstadt Italiens – ihn vorbereitete und ins Werk setzte. Die Öffentlichkeit hatte wochenlang den Eindruck, dass man die liberal-konservative Regierung des Ministerpräsidenten Giovanni Lanza, des Außenministers Emilio Visconti Venosta und des mächtigen Finanzministers Quintino Sella zum Jagen tragen müsse. Die Chance zur Eroberung Roms hatte sich unvermittelt am 19. Juli 1870 aufgetan, als der Krieg zwischen Frankreich und Preußen-Deutschland ausbrach. Frankreich war die Macht, die den Kirchenstaat, die Herrschaft des Papstes in Rom und seinem Umland, in den letzten zwei Jahrzehnten aufrechterhalten hatte, seitdem französische Truppen im Jahre 1849 die aufständische römische Republik zerschlugen und dem 1848 von der Revolution verjagten Papst Pius IX. die Rückkehr an seinen Amtssitz ermöglicht hatten. Nun war Frankreich in eine gefährliche Auseinandersetzung mit der mächtigsten und in zwei vorangehenden siegreichen Feldzügen – 1864 und 1866 – erprobten Militärmacht Europas verwickelt. Und es war bündnispolitisch isoliert, es stand allein. Für Italien ergaben sich in dieser Lage, so schien es der Öffentlichkeit, zwei Optionen: entweder an der Seite Frankreichs in den Krieg einzutreten und als Preis dafür Rom zu verlangen; oder Rom gegen den Willen Frankreichs, das gewiss keinen zweiten Kriegsschauplatz eröffnet hätte, zu erobern – in einem Moment, in dem ganz Europa gebannt auf den Kampf der beiden zentraleuropäischen Großmächte blickte und sich wohl kaum irgendwo eine Hand für den Papst gerührt hätte.

Die Tür zur Wiedervereinigung Italiens mit Rom stand offen – aber wie lange? Musste man nicht rasch handeln und die Gunst der Stunde nutzen? Eine fiebrige Erregung ergriff die politisch aktiven Teile der italienischen Nation. Doch die Regierung tat wochenlang fast nichts, so jedenfalls schien es. Zwar wurden schon Ende Juli Truppen mobilisiert und an den Grenzen des Kirchenstaats aufgestellt, aber offiziell nur zur Beobachtung und zur Aufrechterhaltung der Sicherheit. Hinter den Kulissen allerdings wurde ohne Unterlass verhandelt, zwischen den Regierungen in Florenz und Paris, zwischen Regierung und Hof, und lange Rund-



Emilio Visconti Venosta (1829–1914), italienischer Außenminister von 1869 bis 1876.

schreiben des Außenministers gingen an alle europäischen Kanzleien. Doch davon erfuhr die Öffentlichkeit zunächst nur wenig. Als nach den ersten schweren Niederlagen Frankreichs im August noch immer nichts geschah, begann die parlamentarische Linke, damals in der Opposition und in allen nationalen Fragen das weit erhitztere Lager, die Nerven zu verlieren. Sie drohte mit dem Auszug aus dem Parlament, und ihre Anhänger hielten überall im Lande an den Wochenenden stürmische »Meetings« ab, mit denen die Regierung unter Druck gesetzt werden sollte. Die Leitartikel der oppositionellen Presse schäumten. Nur mühsam gelang es, das Auseinanderbrechen des Parlaments zu verhindern. Am 2. September 1870 wurde das französische Heer bei Sedan vernichtend geschlagen, das Zweite Kaiserreich brach zusammen, und Napoleon III. geriet in preußische Gefangenschaft; die Kaiserin Eugénie floh aus Paris, wo die Republik ausgerufen wurde. Doch zwischen Sedan und dem Einmarsch Italiens in den Kirchenstaat vergingen noch einmal zehn Tage, Tage, die dem nationalen Lager wie eine Ewigkeit erschienen. Nichts beweist so sehr wie dieses letzte Zaudern, mit welcher Furchtsamkeit die Regierung sich an die Eroberung des wertvollsten Stücks Italiens machte, die militärisch doch eine so leichte Sache scheinen musste. Der Moment war überaus prekär. Er hat eine verwickelte und leidvolle Vorgeschichte.

»Rom oder den Tod«

Den Beschluss, dass Rom die Hauptstadt Italiens werden müsse, fasste das italienische Parlament in Turin am 27. März 1861, indem es nahezu einmütig den folgenden Tagesordnungspunkt annahm: »Die Kammer, nachdem sie die Erklärungen des Ministeriums angehört hat, sowie im Vertrauen darauf, dass die Würde, die Ehre und die Unabhängigkeit des Pontifex und die vollständige Freiheit der Kirche gesichert sind, dass im Einklang mit Frankreich das Prinzip der Nichtintervention gelte, und dass Rom, die durch die Meinung der Nation akklamierte Hauptstadt, Italien angeschlossen werde, geht zur Tagesordnung über.«¹² Diese komplizierte Formel enthält alle Sonderbarkeiten und Wi-

dersprüche in der Situation des gerade erst halbwegs geeinten Landes. Das Parlament Italiens beschließt etwas, was die öffentliche Meinung der Nation bereits entschieden haben soll; es erwähnt eine fremde Macht (Frankreich) und zugleich ein Prinzip der internationalen Beziehungen (die Nichteinmischung oder Nichtintervention, also das, was man später das Selbstbestimmungsrecht der Völker nennen sollte), und es sichert dem Papst und seiner Kirche Freiheit zu – jenem Papst, dessen Stadt dieses Parlament soeben zur Kapitale der Nation und damit zu seinem eigenen Sitz erklärt hat, obwohl Rom und der Kirchenstaat noch gar nicht zu Italien gehören. Das ist fürwahr ein sehr merkwürdiger Hauptstadtbeschluss, der die chaotische Weise spiegelt, in der das Königreich Italien zu Stande gekommen ist.

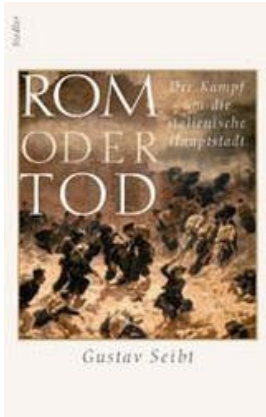
Italien wurde 1859 und 1860 durch ein Reihe überstürzter Feldzüge und nicht weniger überraschender Revolutionen geeint. Der Dirigent dieses erstaunlichen Geschehens war der Premierminister des nicht besonders starken norditalienischen Königreichs Piemont-Savoyen, der Graf Camillo Benso di Cavour. Cavour ist einer der größten Politiker, die je gelebt haben; er kam Bismarck an taktischer Raffinesse gleich und übertraf ihn an Weisheit und gesellschaftlicher Einsicht bei weitem. Cavour war 1810 in Turin als Sohn einer alten Adelsfamilie mit französischen und schweizerischen Verbindungen geboren worden, zu einer Zeit, als Italien Teil von Napoleons Imperium war. Dessen Regime hatte seine Familie nahegestanden. Gleichwohl nahm Cavour die übliche adlige Laufbahn in der piemontesischen Monarchie: Kadettenanstalt, Kammerherr, Dienst in der Provinz. Doch der junge Herr tat sich bald um in der Welt, reiste nach Paris und London und wurde zu einem Anhänger des Neuen, von Freihandel, technischem Fortschritt und liberaler Verfassung. Das rückständige Italien interessierte ihn zunächst nicht. Er wurde daheim politisch verdächtig und musste sich daraufhin der Bewirtschaftung von Familiengütern widmen. 1848, im Revolutionsjahr, begann seine politische Karriere, erst als Publizist, dann als Parlamentarier. Ende 1847 hatte Cavour mit dem liberalen Grafen Cesare Balbo die Zeitschrift *Risorgimento* begründet. Ihr Name – »Wiederaufstehung« – wurde bald zum parteiübergreifenden Begriff für die Bewegung zur Erneuerung Italiens, später zum Epochenbegriff.

Nach der Revolution – in Piemont keine Restaurationszeit, sondern eine Reformära – stieg Cavour zum Minister auf und beherrschte als Vertrauensmann des Königs und als brillanter parlamentarischer Taktiker bald die Politik seines Landes. Cavour war eine nüchterne Spielernatur, ein klarsichtiger Phantast, ein Hardeur mit festen liberalen Prinzipien. Mit zweiundzwanzig Jahren schrieb er in einem Brief, es habe eine Zeit gegeben, »wo ich es für ganz natürlich hielt, eines schönen Morgens als leitender Minister des Königreichs Italien aufzuwachen«. ¹³ Zu diesem Zeitpunkt gab es Italien noch gar nicht; es war in mehrere Staaten aufgeteilt und nicht mehr als ein geographischer Begriff. Der kleine, dickliche, bebrillte Junggeselle mit seiner unermüdlischen Arbeitskraft, seinem raschen kombinatorischen Verstand und seiner Fähigkeit, Politik nicht nur in Situationen, sondern in langfristigen Kräfteverhältnissen zu konzipieren, machte sich daran, seinen Traum zu verwirklichen; nicht, wie Bismarck, im Interesse einer rückständigen Klasse und der Monarchie, sondern als Sachwalter jenes *juste milieu* dynamischer Bürger und Unternehmer, die aus Italien endlich wieder ein modernes Land machen wollten.

Cavour verführte den französischen Kaiser Napoleon III., einen ruhmstüchtigen, aber auch generösen Monarchen, der die Italiener fast romantisch liebte, 1859 zum Krieg gegen Österreich. Österreich beherrschte damals Oberitalien bis zum Kirchenstaat mit Ausnahme Piemont-Savoyens, teils direkt, wie die Lombardei und Venetien, teils indirekt durch Satellitenregime, wie in der Toskana, teils durch Besatzungstruppen wie in den nördlichen Teilen des Kirchenstaats. Schon diese Dominanz Österreichs musste dem Kaiser der Franzosen den Versuch zu einer Neuordnung Italiens lohnend erscheinen lassen; außerdem hatte Cavour ihm für die Waffenhilfe die Abtretung Nizzas und des savoyischen Stammlandes der piemontesischen Monarchie in den Westalpen zugesagt. Napoleons Politik in Italien folgte darüber hinaus einem allgemeinen Gesichtspunkt: Sie sollte eine Neuordnung Europas in Nationalitäten anstoßen – und war so gegen die Grundlagen der Staatenordnung von 1815 gerichtet. Insgeheim plante Napoleon außerdem, einen italienischen Thron für seine Dynastie zu gewinnen. Für beide Partner ging es um eine Umwälzung,

wenn auch mit unterschiedlicher Zielrichtung. Bald zeigte sich, dass Cavour die Revolution besser in seinem Sinne zu lenken verstand als Napoleon III. Im Juni besiegten die vereinten Armeen Piemonts und Frankreichs die Österreicher bei Magenta und Solferino. Sofort traten in den ober- und mittelitalienischen Kleinstaaten revolutionäre Bewegungen hervor, die den Anschluss dieser Provinzen an das Königreich Savoyen betrieben. Napoleon III. versuchte, diese revolutionäre Sturzflut einzudämmen, indem er die Seite wechselte und mit Österreich einen Separatfrieden schloss. Doch das half nichts mehr, die nationale Bewegung war unaufhaltsam geworden. Ein Jahr später gelang den Norditalieniern ein noch erstaunlicherer Coup. Der Freiheitskämpfer Giuseppe Garibaldi, einer der erfolgreichsten Berufsrevolutionäre aller Zeiten, brach im Mai 1860 mit einer Schar von tausend Freiwilligen von Genua nach Sizilien auf – Cavour und sein König waren Mitwisser dieses revolutionären Unternehmens. Garibaldi brachte das Königreich Neapel innerhalb weniger Wochen zum Einsturz. Bereits am 7. September zog der Freischärler als umjubelter Diktator in Neapel ein, während der letzte König Süditaliens sich in den Kirchenstaat flüchtete. Am 11. September 1860 schrieb Garibaldi an den piemontesischen König Viktor Emanuel II.: »Ich werde auf die Hauptstadt Italiens mit der ganzen Schnelligkeit zumarschieren, welche die Umstände mir erlauben.«¹⁴ Die Hauptstadt Italiens, das war für Garibaldi Rom.

Es war der gefährlichste Moment im italienischen Einigungsprozess. Eine Welle von patriotischem Kampfegeist war durch das ganze Land gegangen und hatte mit den überlebten und verhassten Regimen aufgeräumt. Oberitalien war dem einzigen einheimischen König von selbst in den Schoß gefallen, Unteritalien war von einem Revolutionär erobert worden, dessen Popularität auf das Jahr 1849 zurückging. Damals war Garibaldi der Feldherr der römischen Republik gewesen, und er hatte mit beispiellosen Opfern und großem militärischen Geschick diesen Revolutionsstaat gegen eine erdrückende Übermacht mehrere Wochen lang verteidigt. Bereits dieser heldenhafte Kampf war eine nationalitalienische Angelegenheit gewesen, denn die römische Republik hatte sich als Hauptstadt und Vorkämpferin eines zu gründenden republikanischen Nationalstaats verstanden. Ohne die Erinnerung



Gustav Seibt

Rom oder Tod

Der Kampf um die italienische Hauptstadt

Gebundenes Buch, Leinen, ca. 304 Seiten

ISBN: 978-3-88680-726-0

Siedler

Erscheinungstermin: September 2001

Zehn Jahre sind zwischen dem Hauptstadtbeschluss des Parlaments und dem Umzug der Regierung verstrichen: Nicht von Berlin ist die Rede, nicht vom heutigen Deutschland, sondern von Rom und Italien im neunzehnten Jahrhundert. Italien wurde 1861 geeinigt, 1871 bezog es seine Hauptstadt Rom. Es gab lange Hauptstadtdebatten davor und einen ebenso langwierigen Umbau der Stadt danach. Darum hatte es einen Krieg gegeben: Italien hatte die Stadt Rom dem Papst mit militärischen Mitteln entreißen müssen. Und neben dem Krieg der Waffen fanden andere Kämpfe auf den Schlachtfeldern der Presse, der Diplomatie, der Geschichtswissenschaft und der Theologie statt: Gestritten wurde um Fortschritt und Legitimität, Religion und Revolution, Kirche und Nation. Schriftsteller und Gelehrte aus ganz Europa beteiligten sich daran und erörterten dabei Grundsatzfragen der Moderne: nationale Identität, Gewissensfreiheit, Selbstbestimmungsrecht der Völker. Gustav Seibt erzählt die Geschichte dieses vergessenen Kampfes, der damals Millionen Menschen bewegt hat, mit ihren vielfältigen Bezügen und Ebenen: der militärischen, der diplomatischen, der weltanschaulichen und der stadtgeschichtlichen. Dabei entsteht ein farbiges Bild vom Übergang Alteuropas zum Europa der Nationen zwischen der Revolution 1848 und den Lateranverträgen 1929. Seibts Buch ist ein Abgesang auf das alte Rom der Päpste und eine Liebeserklärung an das freiheitliche Italien des Risorgimento.

 [Der Titel im Katalog](#)